

«Unser Gemüse hat keinen Marktpreis»

In Dietikon bei Zürich, auf dem Biohof Fondli von Samuel Spahn und Anita Lê, treiben IdealistInnen aus der Stadt auf 60 Aren Pachtland ihr äusserst frucht- beziehungsweise gemüsebares «Unwesen». Ausgehend von Ideen über alternative Wirtschaftsformen gründeten sie die biologische Gartenkooperative ortoloco, die den Anspruch hat, möglichst jenseits der marktwirtschaftlichen Mechanismen in der (Land-)Wirtschaft zu funktionieren.

Markus Schär. Na also, da liegt er ja, der Biohof Fondli, bei Zürich etwas ausserhalb von Dietikon in Richtung Spreitenbach, umgeben von Acker- und Grasland. Etwas abseits der Strasse, die am Shopping-Center und am Industriegebiet vorbeiführt. Die Umgebung ist zu wenig idyllisch, als dass der weisse Gemüsetunnel neben dem Hof das Landschaftsbild stören würde. Auf den ersten Blick sieht alles ziemlich normal nach mittelland-üblichem Agglomerationsgewurstel aus – bis ich die fröhlichen Leute von ortoloco treffe, die gerade dabei sind, diverse Gemüsesetzlinge aus dem Transportauto auszuladen. Die fleissigen Neu-GärtnerInnen haben an diesem Tag bereits

Gemüse an die GenossenschafterInnen verteilt («nicht geliefert!», wie ich belehrt werde – doch dazu später mehr), und widmen sich jetzt freundlicherweise dem Autor und seinen Fragen. Tina, Tex und David, drei VertreterInnen der Betriebsgruppe von ortoloco, sind gut gelaunt und ausgelassen. Mit viel Herzblut und Witz berichten und diskutieren sie über «ihre» Gartenkooperative.

Der Wirtschaftskrise sei Dank ...

Ihren Anfang nahm die Geschichte von ortoloco in der «MontagsWerkstatt» – einem Forum zur Wirtschaftskrise und zu Alternativen im Zürcher Infocafé Kasama. Tex, der gelernte

Buchhalter, erzählt: «Dem sogenannt freien Markt wird nachgesagt, er sei effizient und alloziere die Güter richtig. Das Gegenteil ist aber der Fall. Wir wollten wirtschaftliche Entscheidungen nicht einer «unsichtbaren Hand» überlassen, sondern sie selber fällen. Wir wollten eine demokratische Wirtschaftsform.» Aus den Diskussionen über alternatives Wirtschaften entstand die Idee, die diskutierten Ansätze in die Tat umzusetzen. Doch womit beginnen und wie sich organisieren? Die Antwort entdeckten Tex und seine KollegInnen bei der Lektüre eines Berichtes über regionale Vertragslandwirtschaft von Bettina Dyttrich in der WOZ: «Plötzlich war klar: Das ist es, wir be-

Foto: Markus Schär



David, Tina und Seraina von ortoloco.

ginnen mit einem eigenen Gemüsegarten.» Tina, die Umweltwissenschaftsstudentin, die etwas später zum Projekt stiess, ist überzeugt: «Der Gemüsebau eignet sich hervorragend als Einstieg in eine alternative Wirtschaftsform: Du baust an, du erntest und du isst. Die Produktion gestaltet sich relativ einfach und unmittelbar, und sie ist gut nachvollziehbar. Ausserdem können alle mitarbeiten – fast jeder kann jäten.»

Die Landfrage und das Erfahrungsmanko

Soweit so gut. Nur: Gemüse wächst bekanntlich im Boden, und dieser – zumindest der landwirtschaftlich genutzte – befindet sich überwiegend in Bauernhand. Da niemand der angehenden Gemüsebau-DilettantInnen Landwirtschaftsboden besass, wurde das FiBL angefragt. Dieses stellte eine Liste mit Biohöfen in Zürcher Stadtnähe zur Verfügung, die allenfalls für die Idee einer Gartenkooperative offen sein könnten. Der Hof von Samuel Spahn und Anita Lê war einer davon und bezüglich der Lage für die Projekt-InitiantInnen der attraktivste. Nach der ersten telefonischen Kontaktaufnahme unternahm eine ortoloco-Delegation eine Velofahrt auf den Hof und diskutierte mit Samuel und Anita ihre Idee. «Es war eine lange, interessante und spannende Diskussion», erinnert sich Tina, «auch mit einer gewissen Skepsis von ihrer Seite her. Aber das ist verständlich, denn wegen unserem Projekt stehen dem Hof jetzt immerhin 60 Aren weniger Land für die eigene Produktion zur Verfügung. Heute müssen die Bauern schauen, dass sie ihre Produkte verkaufen können und irgendwie durchkommen. Sie müssen schon verdammt knapp durch, zum Teil – trotz Direktzahlungen und Biolabel. Die Frage ist: Will man etwas Neues wagen, das vielleicht – wenn es gut herauskommt – besser ist, oder will man im Alten verharren, gemäss der Devise «Es ist ja bis jetzt immer irgendwie gegangen?»» Letztlich kam den StädterInnen zugute, dass Samuel Spahn der Genossenschaftsidee gegenüber sehr aufgeschlossen ist – war doch der Fondli-Hof früher auch schon mal als landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG) organisiert. Also kann ortoloco seit 2010 ein 60 Aren grosses Stück Land von Samuel Spahn und Anita Lê pachten. Dieses bewirtschaften die StädterInnen unter Anleitung einer gelernten Gemüsegärtnerin, die von der Genossenschaft angestellt ist. «Wir hatten nicht gross Ahnung von Gemüsebau. Ich hatte zu Hause nie einen Garten und mache das alles hier zum ersten Mal. Dank unserer Gärtnerin lernen wir jetzt aber vieles», berichtet



Gemüsegärtnerin Seraina beim Säen.

David, der Schreiner gelernt hat und jetzt im Gastgewerbe arbeitet. Angebaut wird nach den Richtlinien der Bio Suisse, im Treibhaus und Freiland.

Demokratische Selbstorganisation in der Praxis

Wieso sie denn für ihr Gemüsebau-Projekt die Genossenschaftsform gewählt haben, will ich wissen. «Weil die Genossenschaft diejenige juristische Form ist, bei der man die Güter gemeinsam besitzt. Wir wollten, dass der Garten denjenigen gehört, die beim Projekt mitmachen, damit sie mitbestimmen können. Und wir wollten eine Stimme pro Kopf und nicht eine Stimme pro Franken. Dieser wirtschaftsdemokratische Gedanke ist uns sehr wichtig», erläutert Tex.

Wie aber funktioniert ortoloco überhaupt? Da gibt es also die Genossenschaft und ihre GenossenschaftlerInnen, die bei allen Grundsatzentscheidungen mitreden und mitbestimmen können und mittels Beteiligung an den Be-

triebskosten das Anrecht auf einen Teil der Gemüseernte erhalten. Von den GenossenschaftlerInnen wird zudem verlangt, dass sie sich während mindestens fünf Halbtagen pro Betriebsjahr im Gemüsebau, beim Abpacken, beim Verteilen oder bei der Administration des Projekts betätigen. Die Mitarbeit sei ihnen sehr wichtig, sind sich Tina, Tex und David einig. «Hinter ortoloco steht der Gedanke, dass die KonsumentInnen auch die ProduzentInnen sein sollen, um von dieser Konsumhaltung wegzukommen. So merkt man, dass das Gemüse zum Teil krumm wächst, dass dies aber der Qualität keineswegs abträglich ist. Man kommt weg von diesen absurden Kundenwünschen, die mitunter die ganze Marktsituation vergiften», führt Tina aus. Leute, die nicht mitarbeiten wollen oder können, stattdessen für ein Gemüseabo aber entsprechend mehr bezahlen würden, sind bei ortoloco nicht an der richtigen Adresse. Dazu Tex: «Wir wollen, dass die Leute bei uns auch wirklich mitarbeiten, dass sie den Bezug zum Garten, zu den Leuten und zum Betrieb haben. Wer einfach ein

Gemüseabo will, dem sagen wir: «Das, was du suchst, gibt es anderswo. Bestelle doch dort ein Bio-Gemüseabo.»

Verwaltet wird ortoloco von einer siebenköpfigen Betriebsgruppe, der auch Tina, Tex und David angehören. Die Betriebsgruppe hat die Aufgaben, die Beschlüsse der Generalversammlung auszuführen, die Genossenschaft nach aussen zu vertreten, neue GenossenschaftlerInnen aufzunehmen, Kasse und Buchhaltung zu führen, die Finanzplanung vorzunehmen, den kontinuierlichen Gemüseanbau zu gewährleisten, die HelferInnen-Einsätze zu koordinieren und die Verteilung der Ernte sicherzustellen. Das tönt nach viel Arbeit angesichts dessen, dass allwöchentlich an zwei Tagen insgesamt über hundert Gemüsetaschen abgepackt und verteilt werden müssen. Dies sei es auch, bestätigt David, «aber die Arbeit, die an den Leuten der Betriebsgruppe hängen bleibt, ist für mich vielmehr Herausforderung als Frust.» Tina: «Wir arbeiten ein bis drei Tage pro Woche und Person für ortoloco, bezahlen unseren Betriebsbeitrag quasi mit unserer Arbeit und müssen also unser Gemüseabo nicht bezahlen. Die Tätigkeit in der Betriebsgruppe hat auf mich eine sehr aufheiternde Wirkung. Wir verstehen uns alle gut, wir haben Freude an dem, was wir machen.» Auch Tex stört sich nicht daran, dass einige mehr als andere zum Gelingen von ortoloco beitragen: «Bevor ich mich für etwas engagiere, frage ich mich: Bin ich bereit, das zu machen, und zwar von mir aus, unabhängig davon, was andere machen? Wenn ich dazu «ja» sagen kann, dann mache ich es. Und dann erwarte ich von niemand anderem das gleiche Engagement. Ich entscheide einfach für mich, dass ich für etwas so und so viel von mir hergeben will. Wir versuchen, eine Kultur zu schaffen, in der jeder für sich entscheiden kann. Ich will etwas machen, weil ich es sinnvoll finde, und weil es mir etwas bringt, und nicht, weil irgendjemand mir sagt, dass ich muss.»

Um die verschiedenen Arbeitsbereiche und Abläufe besser zu organisieren, haben sich inzwischen Teams gebildet. So zum Beispiel unter den FahrerInnen, die die Verteilung der Gemüsetaschen an die Depots in der Stadt nun selber koordinieren. Ebenso sind Bestrebungen im Gange, ein Abpackteam zu bilden, das die Betriebsgruppe bei der Organisation des Abpackens entlasten würde. «Die Organisation ist ein ständiger Prozess, alles entwickelt sich laufend», kommentiert Tina. Und trotz (oder gerade wegen?) der ständigen Improvi-

sation sei bisher noch nie eine Ernteverteilung ausgefallen, stellen die StädterInnen mit zunehmend grünem Daumen klar.

Des Weiteren bedient sich ortoloco natürlich auch der organisations-technischen Hilfsmittel des Internets: Über die Website des Projektes können GenossenschaftlerInnen ihre Arbeits-einsätze anmelden und koordinieren sowie ihr Gemüseabo verwalten.

Arbeit an der Sprache als Arbeit am Gedanken

Bei der Nachfrage, wie denn das Ausliefern des Gemüses erfolge, trete ich sogleich in ein Fettnäpfchen: «Wir liefern nicht. Liefern setzt zwei Parteien voraus, den Dienstleister und den Konsumenten, und diese Trennung wollen wir eben gerade nicht», stellt Tex klar und erklärt diese vermeintliche Wortklauberei: «Die NZZ hat mal ein ganz tolles Plakat mit dem Spruch «Arbeit an der Sprache ist Arbeit am Gedanken» gemacht. Diese Aussage trifft den Nagel auf den Kopf. Wenn wir heute auch von «Liefern», «Kunden» und «Rechnungen» sprechen würden, dann wären wir in zehn Jahren ein «hundskommuner» Gemüsebau-Betrieb. Davon bin ich überzeugt.» «Die Art und Weise, wie man über die Dinge und miteinander spricht, das ist eben... Kultur und Politik in einem!», philosophiert Tex und löst mit seiner träfen, druckreifen Aussage ein kollektives Lachen aus. Der beeindruckte Autor: «Sehr schön formuliert! Super! Du willst wohl auf die Titelseite, gell?» Erneutes Gelächter... David: «Ihr könntet eure Zeitschrift ja auch «ortoloco» nennen...». Noch mehr Gelächter...

Betriebskosten, nicht Marktpreise

Zurück zur ökonomischen Realität, bzw. zur ökonomischen Alternative: Ein konstitutives Element der sogenannten Marktwirtschaft fehlt nämlich bei ortoloco: der Marktpreis des Produktes. «Unser Gemüse hat keinen Marktpreis, wir bezahlen einfach den kostendeckenden Betriebsbeitrag an die Genossenschaft. Denn unser Gemüse muss nicht vermarktet werden, es ist klar, für wen es bestimmt ist»,

erläutert Tex. Was denn der Vorteil dieses Modells für die BäuerInnen sei, frage ich nach. Tex sieht es so: «BäuerInnen, die im Rahmen von Vertragslandwirtschaftsprojekten produzieren, müssen sich nicht um das Betriebsrisiko kümmern, denn dieses wird von der Genossenschaft getragen. Ebenso hinfällig wird die Sorge um den Absatz der Produkte auf dem Markt. BäuerInnen können sich dadurch voll und ganz auf ihre eigentliche Arbeit mit den Pflanzen und mit dem Boden konzentrieren.» Auch Tina findet, dass die regionale Vertragslandwirtschaft eine echte Alternative für BäuerInnen darstellt: «Es ist wichtig, dass die BäuerInnen von diesem unglaublichen Preisdruck wegkommen, dem sie in der Marktwirtschaft ausgesetzt sind. Die regionale Vertragslandwirtschaft unterstützt und fördert bäuerliche Kleinstrukturen und entzieht sich der Konkurrenz mit riesigen Nahrungsmittelkonzernen. Stattdessen rücken BäuerInnen und KonsumentInnen wieder näher zusammen, und ein Hof übernimmt wieder die Versorgung der Menschen im Umland mit den lebensnotwendigen Nahrungsmitteln.»

Erstaunlich, wie sich Menschen aus einem städtischen Umfeld mit den Problemen der BäuerInnen auseinandersetzen und sich solidarisch zeigen.

Eine Geliebte ist mehr als ein Hobby

Die «Genossenschafts-GemüserInnen» aus Zürich bestätigen mit ihrem Projekt exemplarisch, dass es Pfade gibt, die aus der «landwirtschaftlichen Tretmühle» der industriellen Wachstumslogik und der Preisdrückerei herausführen können. Und verweisen darauf, dass diese Pfade womöglich sogar das Potenzial in sich bergen, eine zukunftsfähige Wirtschaft zu konstituieren. Dieses Potenzial gründet im Sozialen und ist potenziell unerschöpflich. Ebenso wie der völlig ernst gemeinte Humor von David, dem urbanen Neu-Gemüsegärtner, der abschliessend versichert: «Ich rede von meiner Geliebten, wenn ich von unserem Gemüsefeld rede...» Und eine Geliebte ist definitiv mehr als ein Hobby. ●

Die **regionale Vertragslandwirtschaft** basiert auf einer direkten Zusammenarbeit von ProduzentInnen und KonsumentInnen und ergänzt damit den bisherigen Nachhaltigkeitsbegriff durch den Aspekt der Mitbestimmung aller Beteiligten (Partizipation). Die RVL fördert eine verantwortungsvolle Landwirtschaft, welche die ProduzentInnen und die KonsumentInnen zu langfristigen Engagements und zu gemeinsamer Planung anhält. Sie beruht auf der Risikoteilung, bietet faire Löhne und Arbeitsbedingungen und folgt den Prinzipien der Ökologie, Regionalität und Saisonalität. *Ursina Eichenberger*